

HANS BÜRGER

# Wir werden nie genug haben

96 Fragen an  
Kurt W. Rothschild  
und ein Essay  
zur verlorenen Zeit



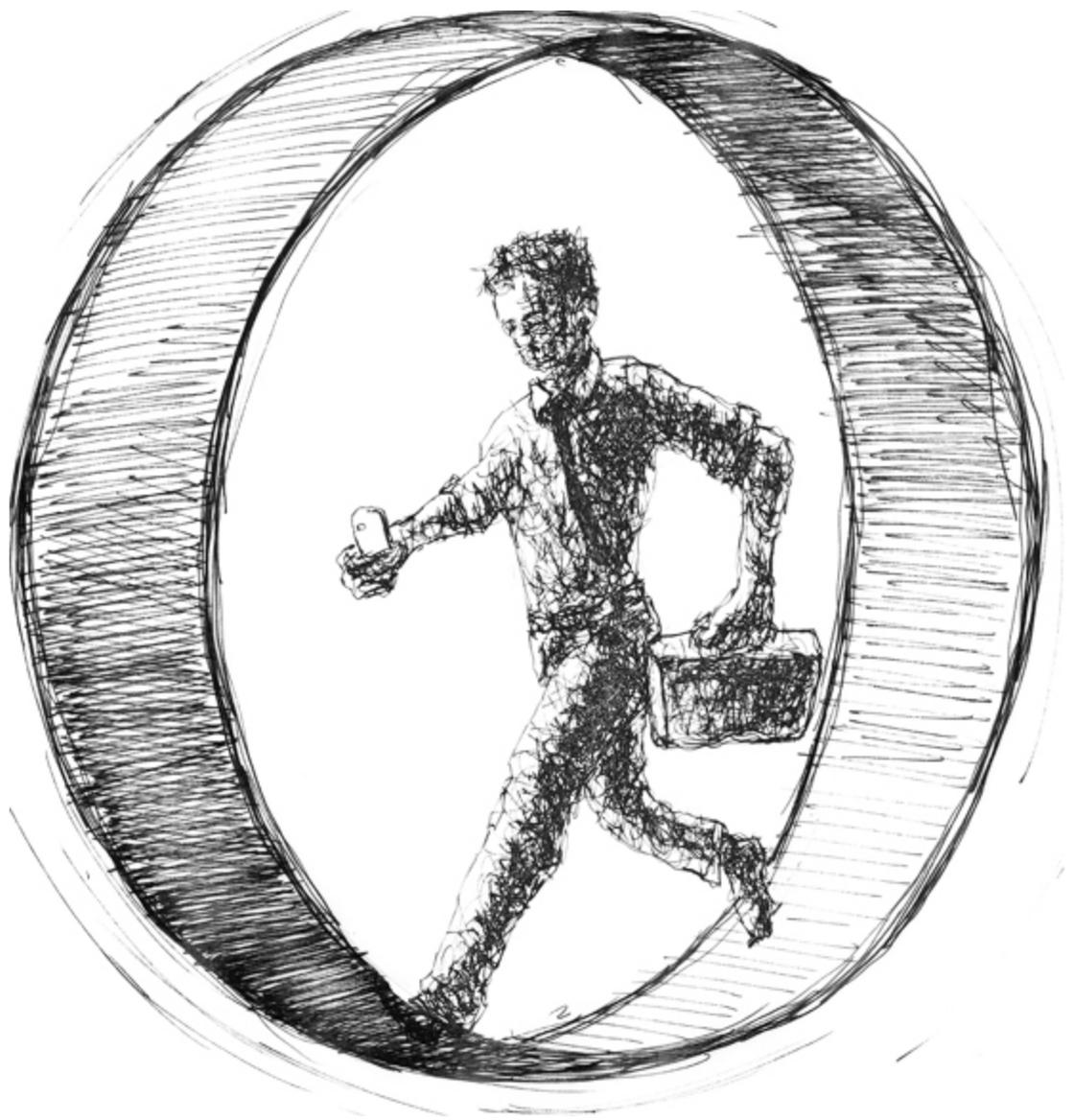
Vorwort von  
Gouverneur  
Ewald Nowotny

braumüller

Hans Bürger

# Wir werden nie genug haben

96 Fragen an Kurt W. Rothschild  
und ein Essay zur verlorenen Zeit



HANS BÜRGER

Wir werden nie  
genug haben

96 Fragen an  
Kurt W. Rothschild  
und ein Essay  
zur verlorenen Zeit

Vorwort von  
Gouverneur  
Ewald Nowotny

braumüller

Der Autor verwendet aus Gründen der besseren Lesbarkeit keine geschlechtsneutralen Formen. Die weibliche Form ist stets mitgemeint.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1. Auflage 2016

© 2016 by Braumüller GmbH  
Servitengasse 5, A-1090 Wien  
[www.braumueller.at](http://www.braumueller.at)

Coverzeichnung: © Ingolf Ortner  
Grafik S. 145: Humer et al. (2013)  
ISBN Printausgabe: 978-3-99100-175-1

**ISBN E-Book: 978-3-99100-176-8**

# INHALT

*Vorwort* von Gouverneur Ewald Nowotny

*Vorrede*

96 Fragen an Kurt W. Rothschild

Wir werden nie *genug* haben – Essay zur verlorenen Zeit

*Referenzen*

*Danksagung*

# VORWORT

VON GOUVERNEUR EWALD NOWOTNY

Kurt W. Rothschild hat keine wissenschaftliche „Schule“ geschaffen und hat eher allergisch auf diese „mittelalterliche Schüler-Meister-Romantik“ reagiert. Rothschild hat aber viele Menschen nachhaltig in ihrem wissenschaftlichen – und oft auch in ihrem persönlichen – Leben beeinflusst und geformt. Zu diesen Menschen gehört der profunde ORF-Journalist Hans Bürger – und zu diesem durchaus großen Kreis zähle auch ich, der ich das Glück hatte, in den Anfangsjahren der Johannes Kepler Universität als Assistent und in einer späteren Phase als Kollege von Kurt Rothschild arbeiten zu können.

Hans Bürger hat gemeinsam mit Kurt Rothschild mit dem Buch „Wie Wirtschaft die Welt bewegt“ eine faszinierende systematische Gesamtansicht des Denkens von Kurt Rothschild dargestellt. Das nun vorliegende Buch zeigt Rothschild von der für ihn so typischen „sokratischen Seite“, als Partner von Gesprächen von bleibendem Wert. Gerade in diesen Gesprächen des „herrschaftsfreien Dialogs“ wird das umfassende ökonomische Wissen, wie auch die skeptisch-humane Weisheit Kurt Rothschilds besonders spürbar. Dies entspricht den von Beobachtern gezeigten Prinzipien der Rothschild'schen „Common Sense Economics“: „Es ist besser, eine wichtige Frage zu stellen, als eine unwichtige zu beantworten“ und „Es ist besser, eine Frage ungefähr richtig als präzise falsch zu beantworten“.

Bertolt Brecht beschließt seine „Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Weg des Laotse in die Emigration“ mit den Versen: „Aber rühmen wir nicht nur den Weisen, dessen Name auf dem Buche prangt. Denn man muss dem Weisen seine Weisheit erst entreißen. Darum sei der Zöllner auch bedankt: Er hat sie ihm abverlangt.“

Hans Bürger hat die Chance genutzt, 2009 mit dem damals 94-jährigen Kurt Rothschild lange Gespräche zu führen und festzuhalten. Für dieses

„Abverlangen“ sei Hans Bürger herzlich gedankt – er hat uns damit Orientierungen und Wissen weitervermittelt, die gerade auch heute für alle, die sich bemühen, „Wirtschaft“ in einem umfassenden Sinn zu verstehen, von höchstem Wert sind.

Univ.-Prof. Dr. Dr. h. c. Ewald Nowotny  
Gouverneur der Oesterreichischen Nationalbank

## VORREDE

„So hören S' doch auf mit diesem Professoren-Getue.“

Immer wieder hat vor nunmehr sieben Jahren Universitätsprofessor Dr. Kurt W. Rothschild unser Gespräch über Ökonomie mit diesem Aufruf unterbrochen, bis ich schließlich aufgegeben hatte. Aber vielleicht ist es so wie mit Schullehrern, die man Jahrzehnte später trifft und sie noch immer siezt und sie dich noch immer duzen. Und Kurt Rothschild war tatsächlich mein Universitätsprofessor für Volkswirtschaft und ich im Herbst 1985 sogar sein letzter Prüfling.

24 Jahre später also „Herr Rothschild“. Nun gut. Und es sind diese spontanen, meist von Augenzwinkern und Verschmitztheit begleiteten Zwischenbemerkungen, Bonmots, Weisheiten und willkommenen Abschweifungen in die ökonomische Tiefe gewesen, die das damalige Gespräch zu einem „herrschaftsfreien Dialog von bleibendem Wert“ gemacht haben. – Nicht nur für diese schöne Formulierung sei Gouverneur Ewald Nowotny ganz herzlich gedankt, auch für sein einfühlsames Vorwort.

Seit damals tauchte immer wieder der Gedanke auf, irgendwann das Originaltranskript zu veröffentlichen. Im November 2015 fiel schließlich nach Rücksprache mit dem Chef des Braumüller Verlags, Bernhard Borovansky, die Entscheidung. Die nur in Papierform und einmalig vorhandenen Originalmanuskripte des Gesprächs von Mai bis Juli 2009 sind auch trotz oder gerade wegen des zeitlichen Abstandes eine neue Betrachtung wert. Diese rund 250 Seiten werden so manch ökonomisch, politisch, philosophisch und historisch Interessierten nochmals daran erinnern: 2010 ist ein ganz Großer von uns gegangen, der Doyen der österreichischen Nationalökonomie mit einem Ruf weit über den deutschsprachigen Raum hinaus.

Kurt Rothschild ist fast auf den Tag genau ein Jahr nach dem Erscheinen des Buches „Wie Wirtschaft die Welt bewegt“ verstorben. Davor freute er sich noch über die zwei größten Buch-Auszeichnungen in Österreich:

„Buchliebbling des Jahres“ und „Wissenschaftsbuch des Jahres“. Ich musste damals einen Teil des umfangreichen Manuskripts zur Seite legen, weil die äußeren Umstände ein Buch mit Fokus auf die Wirtschaftskrise verlangten und nicht „nur“ einen Abriss der Geschichte der Ökonomie, was unser ursprünglicher Plan gewesen war.

Ich befasste mich mit der Krise, der Professor gab mündlich den großen historischen Überblick von 1776 bis Anfang des 21. Jahrhunderts, den ich daraufhin schriftlich neu formulierte. Rothschild haderte ein wenig mit dem „zu journalistischen“ Zugang, konnte sich aber letztlich mit dem Produkt anfreunden.

Wenn man die in 12 Treffen und rund 80 Stunden Gespräch im Verlag entstandenen Mitschriften heute erneut liest, beeindruckt die ruhige Gelassenheit, mit der Rothschild die Entwicklungen richtig einschätzte. Nur eine Warnung gleich zu Beginn: Einem echten Neoliberalen werden nicht alle, oder sagen wir ehrlicherweise, viele der Antworten wenig Lesefreude bereiten.

Aus einem hat Kurt W. Rothschild nie ein Hehl gemacht. Er war immer, seit Ende der 1920er-Jahre, damals war er 16, davon überzeugt, dass der freie Markt allein nie alle ökonomischen Probleme lösen werde können.

Gegen den Kapitalismus hatte er im Großen und Ganzen nichts einzuwenden. So wie auch John Maynard Keynes nicht. Aber Rothschild hat immer die Frage gestellt, *welchen* Kapitalismus die Menschen brauchen, um auch halbwegs zufrieden leben und arbeiten zu können. Ob eine Selbstbestimmung im System noch möglich ist oder nicht.

Den sogenannten Casino-Kapitalismus betreffend, war seine Antwort eindeutig: Nein, der mache nur noch ganz wenige glücklich und ganz viele unglücklich. Den Ausdruck Casino-Kapitalismus hat übrigens Keynes schon 1936 verwendet, die Wortkreation wird also im Jahr des Erscheinens dieses Buches stolze 80 Jahre alt. Casino-Kapitalismus gab es also offenbar schon immer. Wenn auch nie in diesem unglaublich zerstörerischen Ausmaß wie in den letzten zehn Jahren.

Warum wollte Rothschild auf keinen Fall ein Buch über die Krise schreiben?

„Weil es nichts bringt.“

Eine seiner vielen trockenen Antworten, die auch Tausende seiner Studenten an der Johannes Kepler Universität in Linz in den Vorlesungen zur theoretischen Volkswirtschaftslehre so geschätzt haben. Fast 20 Jahre lang, und auch nach seiner Emeritierung noch in Hunderten Vorträgen. Rothschild wollte die Dinge von Grund auf erklären und nicht „irgend so ein Krisenbuch zur Schnellerklärung“ derselben hinwerfen.

Abschweifen, so wie der Autor eben jetzt, das hat auch unsere Gespräche von damals geprägt, aber beim Wiederlesen nach knapp sieben Jahren zeigt sich ein anderes Bild. Es war nie ein Abschweifen und wenn, dann in eine inhaltliche Tiefe, die die folgenden Gesprächssequenzen nur noch mehr belebte. Rothschild erklärte anders als andere. War er der Meinung, dass genau an dieser Stelle ein Sprung ins Historische oder ein Einwurf aus der Soziologie notwendig sei, dann glitten wir eben ab. Und so zieht sich auch wie ein Faden, welcher Farbe auch immer, *ein* Gedanke durch die vielen Gesprächsstunden: Die Ökonomie ist nicht nur *keine* Naturwissenschaft mit immer gleichen und sicheren Gesetzen, wie es Neoklassiker so gerne hätten, sondern sie kann auch nie ganz alleine stehen. Ökonomie braucht Psychologie, Soziologie, Politikwissenschaften, Geschichte, Philosophie und natürlich auch Mathematik, Statistik, Ökonometrie. Aber sie ist und bleibt eine Wissenschaft rund um den Menschen und nicht nur rund um Zahlen. Und genau das hat Kurt Rothschild zu erklären versucht. Eben von 1776 an. Dem anerkannten Beginn der Ökonomie als wissenschaftliche Richtung mit ihrem Gründervater Adam Smith. Nach rund 40 Stunden Gespräch waren wir dann doch im Jahr 2008 gelandet und beim denkwürdigen 15. September, als man in den USA die Riesen-Investmentbank Lehman Brothers zum Entsetzen der Bankenwelt in Konkurs gehen ließ. Aber Rothschild weigerte sich, genau auf die sogenannten Giftpapiere einzugehen, die die Krise verursacht hatten. Ich solle mir doch diese CDOs (Collateralized Debt Obligations), CDS (Credit Default Swaps) oder ABS, nein, kein Bremssystem, sondern Asset Backed Securities, selbst recherchieren, was ich dann zwar tat, aber mit diesen Kapiteln im gemeinsamen Buch wolle er nichts zu tun haben. Mein „Warum nicht?“ wurde klar beantwortet: „Weil wir uns sowieso nie ganz auskennen werden.“ Und wenn wir auch verwirrt

bleiben würden, so nach der Recherche zumindest „verwirrt auf einem höheren Niveau“. Mittlerweile seien die Erfinder dieser Giftpapiere angestellte Mathematiker in der Wall Street oder in den Wertpapierabteilungen der großen Banken und – das sei besonders wichtig: „Sie sind viel g’scheiter als die Beamten in den jeweiligen Finanzministerien, und deshalb wird das alles nie aufhören, solange man nicht auch dort solche Leute hat.“ Als Vorwurf gegen Finanzbeamte wollte er das überhaupt nicht verstanden wissen. Der tiefe Sinn seiner Argumente war ein anderer und deckte sich mit dem, der seinen Unwillen zur Recherche in der verrückten Welt der Finanzprodukte erklärte. „Es geht doch nicht um diese Papierln (Wienerisch für Wertpapiere) – es geht darum, dass die Wirtschaft schon lange die Politik vor sich hertreibt und nicht umgekehrt.“ Rothschild machte diesen Befund aber nicht nur anhand der Vorgänge in der Finanzkrise fest, er sah auch die Rolle der multinationalen Konzerne in der globalisierten Welt als Riesengefahr für die Politik. Sie werde dadurch immer mehr gelähmt, traue sich wegen der dann ausgesprochenen Abwanderungsdrohungen immer weniger das gerechtfertigte Ausmaß an Unternehmenssteuern einzutreiben und werde durch Großkonzerne generell in ihren Handlungsspielräumen immer mehr eingeengt.

Was erfahren Sie nun, wenn Sie sich auf Teile dieses Gesprächs aus dem Jahre 2009 einlassen? Es sind Einschätzungen und Prognosen eines großen, damals 94-jährigen Ökonomen. Geboren zu Beginn des Ersten Weltkrieges kann Kurt Rothschild von sehr viel selbst Erlebtem berichten, nie wird in unserem Gespräch ein Buch aufgeschlagen, nichts wird ge-„googelt“. Obwohl echte Prognosen so gar nicht Rothschilds Sache waren, zitierte er schon 2009 nicht nur einmal Karl Valentin: Prognosen sind sehr schwer, vor allem, wenn sie die Zukunft betreffen. Zu Einschätzungen, wohin uns das derzeitige Wirtschaftssystem im besten, aber auch im schlechtesten Fall führen würde, war der berühmte Nationalökonom aber sehr wohl bereit. Er hat 1969 sogar ein wissenschaftliches Lehrbuch mit dem Titel „Wirtschaftsprognose, Methoden und Probleme“ verfasst und 2005 schreibt er unter „Prognosen, Prognosen. Eine kleine Prognosendiagnose“:

„Prognosen sind unmöglich und unentbehrlich. Unmöglich, weil die Zukunft ungewiss und undurchschaubar ist, und unentbehrlich, weil viele unserer Handlungen zukunftsorientiert sind und daher nicht ohne irgendwelche Annahmen über die Zukunft durchgeführt werden können. Der Ausweg aus diesem Widerspruch besteht in der Anerkennung des notwendigerweise fragilen Charakters jeder Prognose. Weder darf der Prognosekonsument vernichtende Urteile abgeben, weil Prognosen nicht hundertprozentig verlässlich sind, noch darf der Prognostiker beleidigt sein, wenn man seine Prognosen nicht immer unkritisch akzeptiert. Alles, was man von einer Prognose und insbesondere von einer andauernden Prognosetätigkeit verlangen kann, ist, dass sie im Großen und Ganzen einigermaßen richtig ist.“<sup>1</sup>

Rothschilds Leben geht quer durch zwei Weltkriege, einmal als Kleinkind, dann schon als ökonomisch interessierter Jurist, der sogar mit John Maynard Keynes in Kontakt ist. Nationalökonomie studiert der zur Emigration gezwungene Wiener erst während des Zweiten Weltkrieges in Glasgow. Als Keynes sein Hauptwerk schreibt, ist Rothschild 22 Jahre alt und tief beeindruckt. Endlich schreibt jemand, was kritische Ökonomen schon lange vermuten. Die Sache mit dem Gleichgewicht auf allen Märkten funktioniert nicht ganz. Dass der Markt über Löhne, Preise, Zinssätze sowohl den Gütermarkt, den Arbeitsmarkt als auch den Kapitalmarkt immer wieder selbst ins Gleichgewicht bringt. Wo kommt dann Massenarbeitslosigkeit her? Und handelt der Mensch auf Märkten wirklich immer und überall rational? Keine Panik, kein Herdentrieb, aber auch keine Fairness? Nichts? Ist er wirklich immer und überall nur stur an Preisen, Löhnen und Zinssätzen orientiert? Und kann man von Einzelphänomenen wirklich unmittelbar auf Massenphänomene schließen?

Natürlich nicht. Aber wie wir in diesem Gespräch sehen werden, Rothschild geht es nie um die Verteufelung anderer Theorien. Alle haben ihre Berechtigung, aber nicht alle Vertreter der einen oder anderen Richtung können mit Kritik gut umgehen. Als der bis heute gefeierte und verhasste Ökonom John Maynard Keynes erkennt, dass die Märkte eben nicht mehr allein ins Gleichgewicht finden, wenn es zu heftigen Störungen kommt, wie

etwa dem Börsendesaster 1929, drehen die traditionellen Ökonomen, wie werden sie hier im Wesentlichen als Neoklassiker bezeichnen, die Argumentation um. Die Störungen kämen immer nur vom Staat und aus der Politik. Würde man den Markt in Ruhe lassen, würden sich Märkte selbstverständlich wieder von selbst – durch die berühmte unsichtbare Hand – einpendeln. Diese Ansicht setzt sich ab Mitte der 1970er-Jahre – nach einer langen Phase des Keynesianismus, der natürlich nie in seiner wahren Form, eher länderspezifisch (zum Beispiel: Austrokeynesianismus) auftritt – langsam, aber mit Beharrlichkeit durch.

Dennoch sollte man unterscheiden. Aufseiten der Ökonomen dominiert dann wieder die Lehre der Neoklassik, auch an den Universitäten, während der Neoliberalismus eigentlich keine ökonomische Richtung darstellt, sondern die *politische* Ausprägung der Neoklassik ist. Privatisierung, Liberalisierung, Deregulierung. Von Margaret Thatcher über Ronald Reagan, aber auch Gerhard Schröder bis zum Schüssel/Grasser-Kurs in Österreich. Und genau durch diese Maßnahmen, Privatisierungen, Liberalisierungen oder der Propagierung der sogenannten dritten Säule in der Pensionspolitik (Pensionskassen!) wird in Europa sehr viel Geld frei. Geld, das auf Veranlagung wartet. In dieser Zeit spielen die riesigen institutionellen Anleger, die hohe Renditen sehen wollen, die Hauptrolle. Auf den üblichen Märkten sind diese aber nicht zu erzielen, schon gar nicht jene 25 Prozent, die der damalige Chef der Deutschen Bank jährlich sehen will – eine Forderung, mit der er berühmt wird. Der Finanzkapitalismus kommt und mit ihm eine Denkweise, die sich durchaus mit dem Satz zusammenfassen lässt: Geld muss mehr Geld bringen.

Wenn auf den Güter- und Dienstleistungsmärkten zu wenig zu verdienen ist, dann müssen eben mit Geld Geldprodukte gekauft werden. In dieser Zeit beginnen mathematisch begabte Finanzgenies oder überhaupt Mathematiker, bestimmte strukturierte Pakete zu entwickeln und erobern damit den Weltmarkt. Alles andere ist bekannt.

Im Gespräch mit Kurt Rothschild beschäftigen wir uns immer wieder mit der Frage, ob man die Gefahrenpotenziale für diese internationale Krise nicht vorher hätte entdecken können. Oder ob sie nicht zumindest rasch

nach Ausbruch zu stoppen gewesen wären. Und natürlich auch mit der seit Jahren gestellten Frage, ob wirklich alle Ökonomen versagt haben.

Haben sie nicht, jedenfalls nicht alle, aber auf die, die gewarnt haben, hat man nicht gehört.

Einer von ihnen ist Robert Shiller, Nobelpreisträger für Ökonomie (obwohl dieser Preis streng genommen nicht als Nobelpreis bezeichnet werden darf). Er gilt als Prophet der Dotcom-Blase im Jahr 2000 und der Finanzkrise ab 2008. Seit Beginn 2015 warnt er wieder und das nicht nur ein Mal. Und erneut vor gewaltigen Rückschlägen an den Börsen. Aber nicht mehr so laut. Wenn er nach dem Grund für die Zurückhaltung gefragt wird, sagt er: „Um endlich den Ruf zu verlieren, ein Crash-Prophet zu sein!“<sup>2</sup> Er sei schließlich kein negativer Mensch, der das Ende der Welt herbeiredet und immer nur auf Zahlen, Fakten, Märkte und Nachrichten schaue. Er gilt als Keynesianer, bezieht aber menschliche Verhaltensweisen wie irrationale Übertreibungen, Lemmingverhalten oder die Spieltheorie in seine Arbeit mit ein. Shiller ist auch als Mitbegründer der Verhaltensökonomie bekannt.

Das Menschenbild nimmt im Gespräch mit Professor Rothschild einen breiten Raum ein. Wir sind eben mehr als nur Zahlen und Daten. Wir haben Gefühle, wir empfinden Neid, haben soziale Statuswünsche und lassen uns vom Marketingkonzept gewiefter Konzerne immer öfter Bedürfnisse einreden, die wir bisher nicht hatten. Und haben wir sie dann endlich (aus Sicht des Unternehmens), können sie gar nicht mehr schnell genug befriedigt werden. Zuweilen hat man den Eindruck, dass der Wunsch nach neuen Smartphone-Modellen bald monatlich erfüllt werden sollte. Wenn es nach dem *Konsumenten* geht – nicht nach dem Produzenten.

Womit wir endlich beim Titel dieses Buches sind: „Wir werden nie genug haben.“ Einmal die Betonung auf *genug*, dann auf *haben*. Beginnen wir mit dem „haben“. Hier treibt der Ex-Schüler seinen Ex-VWL-Professor an den Rand der Verzweiflung. Dazu muss gesagt werden, dass schon das Thema meiner Diplomarbeit „Sättigungstendenzen Ursache dauerhafter Nachfrageschwäche?“ (1985) gelautet hat.

„Sie mit Ihrer Sättigung!“ – die Worte des Professors im Gespräch 2009. Der Mensch werde nie genug *haben*. Der Wunsch nach Neuem werde